

Zum Salzburger Schrifttum

Historische Salisburgensien. Druckhaus Nonntal, Salzburg 1982 ff.

Es scheint nun bereits hoch an der Zeit zu sein, auf ein Unternehmen hinzuweisen, das seit einigen Jahren vom Salzburger Druckhaus Nonntal an die interessierte Öffentlichkeit getragen wird. In mustergültigen und auch preiswerten Neudrucken werden dem Fachmann und dem Liebhaber von Salisburgensien alte und längst vergriffene Standardwerke zur Salzburger Geschichte in die Hand gegeben, die im Antiquariatshandel nur mehr schwer, und wenn, dann zu Apothekerpreisen aufzutreiben waren. Durch die gefällige äußere Ausstattung wird überdies einem allfälligen repräsentativen Bedürfnis Rechnung getragen.

Die Reihe wurde im Jahr 1982 eröffnet mit den grundlegenden Werken von *Lorenz Hübner*, dem aus Donauwörth stammenden Geistlichen, Journalisten und Historiker, der die Salzburger Aufklärung unter Erzbischof Hieronymus Colloredo mit seiner Organisation des Zeitungswesens, u. a. mit der Herausgabe der weitverbreiteten „Oberdeutschen allgemeinen Litteratur-Zeitung“, enorm bereicherte. Seine ab 1792 erschienene und auch heute noch brauchbare *Beschreibung der hochfürstlich-erzbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Salzburg und ihrer Gegenden, verbunden mit ihrer älteren Geschichte* bietet in zwei Bänden ein wirklich unerschöpfliches Wissen, wobei der erste Band der Altstadt, den Vorstädten und der umliegenden Gegend etwa im Bereich der heutigen Stadtgrenzen gewidmet ist, während im zweiten Band die Geschichte der Stadt und der geistlichen Landesherren aufbereitet wird. Ein wirklich verdienstvolles Beiheft aus der Feder von *Friedrich Hermann* OSB bietet in knapper Form eine Einleitung und historische Würdigung Hübners und seines Werks, von dem auch die 1796 erschienene *Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik* in drei Bänden in einem Neudruck veröffentlicht wurde, die auch dem heutigen Leser und Benutzer viel Wissenswertes vermittelt.

Fortgesetzt wurde die Reihe 1983 mit dem Neudruck eines weiteren Standardwerks der Aufklärungszeit, nämlich mit den *Reisen und Wanderungen durch Salzburg* aus der Feder des bekannten, aus dem Innviertel stammenden Pädagogen *Franz Michael Vierthaler*. In diesen zwei Werken in drei Bänden schildert der Autor in oft romantischen und äußerst freimütigen Äußerungen seine ferienalen Wanderungen durch das Salzburger Land und schuf damit eines der ersten brauchbaren Reisehandbücher, das erstmals 1799 in Salzburg bzw. 1816 in Wien erschienen ist. Die Fülle lokalgeschichtlicher Details wird neben einer biographischen Würdigung in einem 64 Seiten starken und überaus fundierten Beiheft erschlossen, das aus der Feder des leider viel zu früh verstorbenen *Ulrich Salzmann* stammt und das viel interessantes Material zum „österreichischen Pestalozzi“ bringt. Salzmann hat sich um die Faksimile-Ausgabe des Druckhauses Nonntal auch mit anderen Werken verdient gemacht: Noch im selben Jahr, 1983, gab er den 1839 in Linz erstmals erschienenen Band *Das Herzogtum Salzburg oder der Salzburger Kreis* des unglaublich fruchtbaren Topographen und Historikers *Benedikt Pillwein* (1779–1847) heraus, das letzte umfassende topographische Werk über Salzburg aus der Biedermeierzeit; ein Werk, das sich durch Sammlerfleiß, wertvolle Quellenangaben und durch die Basis einer recht modern anmutenden Fragenbogenaktion auszeichnet. Auch dazu hat der Herausgeber ein informatives Beiheft verfaßt, das dem Autor und dem Werk in einer historischen Würdigung gerecht wird.

1985 folgte schließlich, gleichfalls unter der Ägide Ulrich Salzmanns, die Neuausgabe der Werke des Schriftstellers, Philanthropisten und Aufklärers *Friedrich Graf Spaur*, eines gebürtigen Mainzers, der seit 1777 Domherr in Salzburg gewesen ist und der vor allem als geistiger Vater der Landwirtschaftsschulen bekannt geworden ist. Seine ab 1800 veröffentlichten Arbeiten *Reise durch Oberdeutschland*, *Nachrichten über das Erzstift Salzburg* und *Spaziergänge in den Umgebungen von Salzburg* sind interessante Reiseeindrücke aus der Endzeit des Erzstifts, die sich in gleicher Weise mit den sozialen Verhältnissen, der Volkswirtschaft und dem Brauchtum, den politischen Gegebenheiten und dem musikalischen Leben des begin-

nenden 19. Jahrhunderts auseinandersetzen. Auch diese drei Bände hat Salzmann mit Broschüren und Begleitheften versehen, die Biographisches und Historisches sowie ein äußerst verdienstvolles Orts- und Personenregister bringen.

Ein für die Geschichte Salzburgs und vor allem für die komplexen Beziehungen zur Fürstpropstei Berchtesgaden wichtiges Standardwerk wurde 1983 im Faksimiledruck herausgebracht: die *Geschichte des Fürstentums Berchtesgaden* von *Joseph Ernst Ritter von Koch-Sternfeld*, des aus Wagrain stammenden Staatsbeamten und Schriftstellers (1778–1866), der während des mehrfachen Wechsels der Regierungsgewalten in Salzburg von 1805 bis 1810 in verantwortungsvollen Stellungen tätig gewesen ist. Seine in einem Band zusammengefaßten drei Bücher zur Geschichte Berchtesgadens und seiner Salzwerke sind 1815 erstmals erschienen, in einer Zeit also, in der Salzburg und Berchtesgaden gemeinsam zu Bayern gehörten. Auch dieses interessante Werk ist mit einem Begleitheft versehen, das die Biographie des Autors sowie eine Gesamtbibliographie enthält, die von *Hellmut Schöner* zusammengestellt wurde.

Schließlich ist noch ein wichtiges Standardwerk zur Salzburger Geschichte zu erwähnen, das vom Druckhaus Nonntal in verdienstvoller Weise im Faksimile herausgegeben wurde: *Franz Valentin Zillners* zweibändige *Geschichte der Stadt Salzburg*, die 1885 und 1890 erstmals erschienen ist, und die der Verfasser, Irrenarzt, Gemeinderat und Historiker, der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde zu ihrem 25jährigen Bestehen gewidmet hat. Zillner war ja unserer Gesellschaft als Gründungsmitglied, Vorstand und Autor vieler Beiträge in den „Mitteilungen“ besonders verbunden, so daß es kein Zufall ist, daß der Neudruck der Stadtgeschichte als einer der bleibenden Leistungen Zillners gerade zum 125-Jahr-Jubiläum der Landeskunde von *Heinz Dopsch* herausgegeben wurde, dem auch das sach- und fachkundige Begleitheft zu verdanken ist, das neben einer Würdigung und Biographie vor allem ein überaus verdienstvolles Personen-, Orts- und Sachregister enthält, das trotz mancher Mängel ein guter Behelf geworden ist, für den man dem Herausgeber nur dankbar sein kann.

Allein der Blick auf die Autoren und Titel der Salzburger Faksimile-Drucke bestätigt den hohen Wert der Bemühungen des Druckhauses Nonntal. Es bliebe nur noch zu wünschen übrig, daß der Verlag diese Ambitionen fortsetzt und sich zum Neudruck auch weiterer wichtiger Salisburgensien entschließt. Koch-Sternfelds Arbeit über „Die letzten dreißig Jahre des Hochstifts und Erzbisthums Salzburg“ von 1816 würde sich dabei ebenso anbieten wie Zauers mehrbändige „Chronik von Salzburg“ oder Kleinmayrns berühmtes und heute noch wichtiges Werk „Juvavia“ von 1784. Man darf hoffen, daß sich dafür die materielle Basis und fachkundige Herausgeber finden lassen werden.

Reinhard R. Heinisch

Adolf Haslinger und *Peter Mittermayr* (Hg.), *Salzburger Kulturlexikon*. Residenz Verlag, Salzburg 1987. 560 S., 88 Farbtafeln (mit 136 Abb.) und 200 SW-Abb.

Diese Publikation stellt ein außerordentlich wichtiges und anspruchsvolles Salisburgense dar. Nach den Worten der Herausgeber will es „den Leser, ob Fachmann oder interessierten Laien, rasch und zielführend über all das Wissenswerte vom kulturellen Salzburg informieren“. Die Behauptung, es handle sich bei diesem Buch-Konzept um „eine völlig neue Idee“, bedarf zwar einer Einschränkung: Im allgemeinen ist beispielsweise auf „Das große Groner Wiener-Lexikon“ von Felix Czeike hinzuweisen, im besonderen läßt sich sogar auf Benedikt Pillweins „Biographisches Lexikon“ vom Jahr 1821 zurückgreifen. Es beschränkt sich allerdings auf in Salzburg geborene Künstler (einschl. Musiker und „Mechaniker“ etc.) und solche, die für Salzburg nur Kunstwerke lieferten, unterscheidet aber zwischen lebenden und verstorbenen und greift damit ein Problem auf, das den Herausgebern und „Sachbereichsleitern“ des Kulturlexikons einiges Kopfzerbrechen bereitete. Es berührt merkwürdig, daß der Name „Pillwein“ als Stichwort im Kulturlexikon fehlt.

Das Lexikon widmet sich sechs großen Kulturbereichen: Architektur einschl. bildender Kunst im engeren Sinn (*M. Oberhammer*), Literatur (*A. Haslinger*), Musik (*G. Croll* u. *G. Walterskirchen*), Theater (Musiktheater *Croll/Walterskirchen*, Sprechtheater wohl *Haslin-*

ger?), Volkskultur (*R. Acker-Sutter*) und Wissenschaft (*R. Heinisch*). Am Anfang stehen Überblicke der Bereichsleiter über ihr jeweiliges Gebiet in gedrängtester Form. Oberhammer läßt ihre Mitarbeiter mitunterzeichnen (F. Moosleitner, N. Schaffer, Chr. Svoboda, L. Telsnig); für die Musik scheint hier nur Walterskirchen auf, während bei Heinisch im Titel zur Wissenschaft noch die Technik hinzugefügt ist. Die Reihung der Überblicke erfolgt alphabetisch nach Sachbereichen, sagt also nicht unbedingt etwas über eine „Wertung“ aus, eher schon der Umfang: Musik sechs Seiten, Literatur und Architektur/Bildende Kunst je vier Seiten, Volkskultur 2¹/₂, Wissenschaft und Technik zwei Seiten.

Der Lexikonteil ist selbstverständlich streng alphabetisch geordnet, wobei die Stichworte der Personalia und Realia entsprechend gemischt sind. Fülle und Vielfalt des Inhalts sind eindrucksvoll, die einzelnen Artikel durchwegs knapp und sachkundig; innerhalb des gesteckten Rahmens wird mit diesem Kompakt-Buch zweifellos fast ein Maximum an Information über Salzburgs kulturelle Leistungen erreicht.

Je nach Ausgangsposition stößt man auf Namen und Sachgebiete, die einem fremd sind und Wissenslücken schließen helfen. Ich nenne aus meiner Sicht ein paar Beispiele: die Musiker Gugl und Hofer, den Formschneider Hofer, den Mundartdichter Ingruber, den Dichter-Sänger Joly, den Maultrommel-Virtuosen Koch, aber auch den Baumeister Kronberger, den Volksliedsammler Lackner, den Kardinal Sfondrati, den Schriftsteller Szittyta usw. Sie und viele andere werden auf diese Weise dem Orkus des Vergessens entrissen.

Da das Lexikon einen ersten Wurf darstellt, ist es verständlich, daß bei näherer Prüfung Unzulänglichkeiten festzustellen sind, die sich aber bei einer nächsten Auflage größtenteils beheben lassen. Grundsätzlich scheint das „strategische“ Konzept nicht ganz richtig angelegt gewesen zu sein oder es hat nicht voll gegriffen. Das führte zu fehlerhaften „Operationen“, die „taktisch“ nicht mehr auszugleichen waren. Im Klartext: Die Quotenverteilung auf die einzelnen Sachgebiete war qualitativ und quantitativ falsch im Ansatz oder wurde nicht eingehalten. Das zeigt sich besonders in der unterschiedlichen Behandlung des Salzburgbezugs. Beides geht zu Lasten der Herausgeberschaft, die das Gesamtkonzept zu erstellen, abzustimmen und zu verantworten hat. Der Löwenanteil an Seitenzahl wurde offensichtlich der Musik und dem Theater zugeschanzt und von deren Autoren verständlicherweise auch weidlich genutzt (Mozart sechs, Festspiele acht, Theater zehn Seiten: neben Verlagswesen mit 7¹/₂ Seiten die umfangreichsten Artikel im ganzen Lexikon). Keine Frage, daß das Musikwesen für Salzburg von besonderer Bedeutung ist, aber diese Überbetonung – das betrifft auch die lebenden Musiker und Sänger – steht in keinem Verhältnis zu den übrigen Sachgebieten. Sie steht aber auch mit der erklärten Absicht im Widerspruch, das Klischee von der Mozart- und Festspielstadt Salzburg abzubauen. Während Literatur, Volkskultur und selbst die rund drei Jahrtausende umfassende Bildende Kunst (einschl. Vorgeschichte) noch gut wegkommen, sind Wissenschaft und Technik etc. unterdotiert. Symptomatisch ist z. B. das Mißverhältnis zwischen den Artikeln „Mozarteum“ (zwei Seiten) und „Universität“ (Text ¹/₂ Seite). Mir fehlen z. B. die Namen einiger Pädagogen, Theologen und anderer Wissenschaftler, wobei ich durchaus bereit bin, den künstlerisch-köpferischen Menschen den Vorrang einzuräumen.

Ganz allgemein wird man auch den Eindruck nicht los, daß man vor lauter Angst, ja „nicht provinziell (zu) sein“, zwar allen – zweifellos bedeutenden – Sängern der Festspiele Artikel widmet, aber auf so und so viele auf verschiedenen Gebieten in und für Salzburg verdienstvoll tätig gewesene (und auch noch tätige) Persönlichkeiten vergessen hat. Dabei tragen diese zur „speziellen Strahlkraft dieser kulturellen Provinz Salzburg“ nicht unwesentlich bei.

Im folgenden sei eine Reihe von Desiderata angeführt, die in einer neuen Auflage berücksichtigt werden sollten. Es ist nur eine Auswahl ohne Begründungen und ohne Mängel bei den Literaturangaben, da sonst der Rahmen dieser Besprechung gesprengt würde. (Eine umfangreichere Liste mit Desiderata und Errata liegt beim Rezensenten auf.)

Im Bereich der Realia fehlen Stichworte wie Borromäum, Denkmalpflege, eine Liste der Ehrenbürger der Stadt Salzburg, die Begriffe Erzbistum, Erzstift, Metropole bzw. Kirchenprovinz (zusammengefaßt) etc. (um dem Unfug entgegenzuwirken, z. B. St. Peter als Erz-

stift zu bezeichnen), Hallein, Kartographie, Klesheim, MOKU, Kunstpreis der Salzburger Wirtschaft mit Preisträgerliste, Moosham, Mauterndorf, Werfen, Zell am See. Auf dem Sektor der Personalien vermißt man unter den Verstorbenen Namen wie: A. Altmann, A. Auer, H. Aumüller, P. Behrens, G. A. Canaval, W. Del Negro, J. Dillersberger, E. Domanig, D. Feuling, M. Guggenbichler, F. Hörburger, O. Kunz, St. Kruckenhauser, J. Leisching, A. Mager, J. u. K. Mühlmann, B. Pillwein, G. Pirckmeyer, O. Pflanzl, Eb. J. Rieder, K. Rossacher, Eb. Kard. F. v. Schwarzenberg, K. O. Wagner, K. Wurm. Nimmt man das Musiker-Defilee zum Vergleich, dann könnte man u. a. auch noch A. Kollig, A. Menzel etc. hineinnehmen. Von den Lebenden dürften nicht fehlen: G. Bacher, L. Engels, M. Laireiter, E. Lendl, H. Menzel, L. Müller, W. Schaffler, A. Schmiedbauer und L. Ziller.

Zum Schluß noch ein paar allgemeine Bemerkungen: Ohne auf den Kulturbegriff einzugehen, stellt sich doch die Frage, ob nicht auch bedeutende Politiker (wie z. B. Peitler, Sylvester) aufzunehmen seien, vor allem, wenn sie zu Ministerehren kamen (Lasser von Zollheimb, Moritz), oder gar Bundeskanzler waren (Ramek, Klaus). Auch an weltberühmte Sportler (Moser-Pröll) könnte man denken. Als schwerer Mangel wird empfunden, daß die einzelnen Artikel nicht gezeichnet sind. Abgesehen von der Kunstgeschichte, wo der Leser wenigstens erfährt, wer alles mitgearbeitet hat, doch selbst der Eingeweihte nur ahnen kann, wer nun wirklich den jeweiligen Artikel verfaßt hat, bleibt die Verantwortlichkeit in den übrigen Sachgebieten unklar. Ein von vielen Mitarbeitern verfaßtes Lexikon mit wissenschaftlichem Anspruch verlangt die Zeichnung mittels Monogramm. Das hat nichts mit „Profilierungssucht“ zu tun, sondern es erfordert die intellektuelle Redlichkeit. Ich habe eine Menge von Ungenauigkeiten und Fehlern festgestellt, die ich, wie erwähnt, hier nicht ausbreiten kann. Wer zeichnet dafür verantwortlich: die Herausgeber, die Sachbereichsleiter oder die einzelnen, kaum identifizierbaren Autoren? Diese Frage bleibt offen, und das steht einem Lexikon wie diesem, einem Kompakt-Buch umgrenzter zuverlässigster Information, schlecht an.

Ein paar Worte noch zur Bebilderung: Zweckmäßig und informativ sind die Schwarz-Weiß-Abbildungen. Ob die Farbtafeln angebracht sind, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Zweifellos putzen sie das Buch auf, und da die Bildende Kunst dabei stark vertreten ist, müßte der Kunsthistoriker darüber glücklich sein. Er ist nicht unglücklich, hält aber die Ausstattung in diesem Ausmaß – auch der Kosten wegen – für nicht angezeit. Allenfalls mehr Schwarz-Weiß-Abbildungen, Wiedergabe der Salzburger Papierwasserzeichen und Goldschmiedemarken etc. (darauf hat mich Herr Dr. Hahn aufmerksam gemacht) und Vermehrung der Stichwörter wäre für ein Werk dieser Gattung erstrebenswerter. Und möglichst umfassende, knapp und sachgerecht formulierte, objektivierte Information von äußerster punktueller Zuverlässigkeit ist die erste Aufgabe eines solchen Lexikons, dem auch ein Allregister gut anstehen würde.

Das „Salzburger Kulturlexikon“ in seiner vorliegenden Form wird dieser Aufgabe weitgehend gerecht, es gehört aber in vieler Hinsicht ergänzt und verbessert.

Franz Fuhrmann

Katalog der Ausstellung Österreich und der Vatikan. Eine fast tausendjährige Geschichte aus Dokumenten des Archivs, der Bibliothek und der Museen des Vatikans (Rom, Biblioteca Vaticana, Salone Sistino, 9. November 1986 bis 26. April 1987), erstellt von *Friederike Zaisberger* unter Mitarbeit von *Christine M. Grafinger* und *Igonda Hanneschläger*, hg. von *Otto Kresten* und *Friederike Zaisberger*. Historisches Institut beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom (Österreichische Akademie der Wissenschaften), Archivio Segreto Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Pinacoteca Vaticana, Wien 1986. 188 S., Bildteil mit zahlreichen Aufnahmen in Farbe und SW.

Nicht hoch genug anzusetzen ist das Verdienst der Direktorin des Salzburger Landesarchivs, *Friederike Zaisberger*, um das Zustandekommen dieser einmaligen, wunderschönen und mit wissenschaftlicher Akribie zusammengestellten Ausstellung „Österreich und der

Vatikan“ in den herrlichen Räumlichkeiten der Biblioteca Vaticana in Rom. Von der Wirkung der wirklich rundum befriedigenden Schau konnte sich nach Ostern 1987 auch eine größere Delegation, quasi eine inoffizielle Exkursion unserer Gesellschaft, eingebaut in ein sehr interessantes Rahmenprogramm, an Ort und Stelle überzeugen.

Dem überaus positiven Gesamteindruck der Ausstellung entspricht auch der mit Hilfe zahlreicher Sponsoren zustande gekommene Katalog, für den ebenfalls Friederike Zaisberger in erster Linie verantwortlich zeichnete. Im seinem ersten Teil sind es neben einem Geleitwort des Kurienkardinals Stickler und der Einleitung Zaisbergers vor allem die beiden historischen Abrisse über die Beziehungen Österreichs zum Papsttum und zum Vatikan während des Mittelalters und der Neuzeit bis in die Gegenwart, die das Interesse auf sich lenken. Die Arbeiten stammen aus den Federn der Fachleute *Josef Lenzenweger* und *Adam Wandruszka*, sind präzise und übersichtlich ausgeführt und bieten eine gelungene Einführung in die Problematik des Themas, wobei sich naturgemäß eine Menge von Salzburgbezügen finden ließ.

Diesen überaus zahlreichen Aspekten, die das Erzbistum und geistliche Fürstentum Salzburg im Laufe seiner Geschichte in die österreichisch-vatikanischen Beziehungen eingebracht hat, begegnet man detailliert im Katalogteil, der die ausgestellten Exponate wissenschaftlich exakt und verständlich beschreibt. Im einzelnen auf die Salzburger Spuren auch nur annähernd eingehen zu wollen, würde zu weit führen; kleine Winweise müssen genügen, um die breite Palette der Ausstellungsinhalte auch aus Salzburger Sicht zu dokumentieren. So finden sich bei den Heiligen und Seligen aus Österreich – womit immer der heutige staatsrechtliche Begriff gemeint ist, um Salzburger Empfindlichkeiten von vornherein auszuschließen – neben Rupert und Virgil auch Hartwik und Thiemo sowie die für das Erzstift doch bedeutende Hemma von Gurk, ferner die erst 1975 seliggesprochene Maria Theresia Ledochowska, die 1885–1891 als Hofdame der Großherzogin von Toskana in Salzburg gelebt hat. Auch bei den österreichischen Kardinälen ist die vatikanische Ausstellung natürlich auf die Salzburger Repräsentanten mit einer Reihe von Exponaten eingegangen: Von der Urkunde der Kardinalserhebung Burkhardts von Weißpriach bis zu den Porträts der Kardinäle Guidobald Graf Thun, Friedrich von Schwarzenberg, Johannes Ev. Haller oder Johannes Baptist Katschthaler spannt sich der Bogen. In der Abteilung über die Konzile und ihre Teilnehmer begegnet uns eine Darstellung des Erzbischofs Arn oder ein Siegel Friedrichs II. von Walchen, während die Liste der Teilnehmer des Konzils von Trient in seiner gegenreformatorischen Folgeschwere auch für die Salzburger Entwicklung des späten 16. und des 17. Jh. einige Relevanz hat. Daß die Konkordate seit 1855 Salzburger Probleme bereits miteinbeziehen, sei der entsprechenden Exponate wegen kurz angeführt.

Daß in der Sparte „Erzbistümer und Bistümer in Österreich“ Salzburg durch Alter und Rang an der Spitze fungiert, versteht sich von selbst. Schriftliche und bildliche Belegstellen sind dabei auch in großer Zahl vorhanden, ihr Bogen spannt sich von einem Bericht über die Salzburger Provinzialsynode 1569 über Erzbischof Johann Ernst Graf Thun bis zum Wahlinstrument für Erzbischof Leopold Anton von Firmian und Diözesanbeschreibungen Gurks und Lavants. Daß bei den medizinischen und astronomischen Handschriften auf Paracelsus eingegangen wurde, ist klar, weniger jedoch, daß sich hier eine Schaumünze auf die Annahme des Kaisertitels durch Maximilian I. findet (S. 86). Bei den Orden und Klöstern findet sich ein Breviarium Salisburgense oder ein Kalender mit Marienlob für die Erzdiözese Salzburg, von wiederholenden Aspekten der St.-Peter-Ausstellung 1982 hat man offensichtlich mit Absicht Abstand genommen.

Abseits von Salzburger Bezügen sind die Ausstellungsteile über die habsburgischen Herrscher in Rom sowie über die militärischen Belange der Türken- und Glaubenskriege von höchstem Interesse, wobei die propagandistische Wirkung für beide Seiten nicht zu übersehen ist und diesbezüglich etwa dem Gurker Bischof Christoph Andreas von Spaur (1573–1603) das Wort erteilt wird. Daß beim römischen Echo auf österreichische Ereignisse einige Kupferstiche des Dominicus Custos ausgestellt wurden, ist für uns insofern interessant, als von diesem Künstler ein bekanntes Porträt Wolf Dietrichs stammt. Das Original des Friedensvertrags von San Germano von 1230 erinnert an das Engagement des Salzbur-

ger Erzbischofs Eberhard II., eine Dokumentation Salzburgs gibt es auch im Kartenbild sowie bei den Universitäten, wo etwa Beziehungen zu Ludovico Antonio Muratori oder auch die Pläne zu einer katholischen Salzburger Universität im 20. Jh. herausgestrichen werden. Daß auch in diesem Rahmen Mozart nicht fehlen durfte, ist klar; mit diesbezüglichen Exponaten wurde nicht sparsam verfahren.

Schließlich macht den Reiz des Katalogs und vor allem seinen Wert auch der umfangreiche Abbildungsteil aus, der einen illustrativen Querschnitt durch das Gezeigte bietet und vom Technischen gesehen eine vorbildliche Qualität aufweist. Alles in allem sind Ausstellungen wie Katalog Beweise für ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeit, die aber ein interessantes Thema allgemeinverständlich aufbereiten konnten. Nur schade, daß dieses gelungene Unternehmen nicht auch in Österreich einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden konnte.

Reinhard R. Heinisch

Peter Csendes, Geschichte Wiens. In: Geschichte der österreichischen Bundesländer, hg. v. Johann Rainer. Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1981. 210 S., zahlreiche Abb.

Mit dem vom Innsbrucker Ordinarius Johann Rainer initiierten und geleiteten Verlagsprojekt ist offensichtlich beabsichtigt, die in jedem österreichischen Bundesland vorhandene Fülle von Literatur zu Geschichte und Landeskunde so zusammenzufassen und aufzubereiten, daß die Ergebnisse auch für breitere Bevölkerungsschichten, also nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den interessierten Laien überschaubar werden. Für das Land Salzburg hat Friederike Zaisberger diese verdienstvolle, wenn auch nicht ganz einfache Aufgabe übernommen, auf deren Vorlage man gespannt sein darf.

Einer der bereits vorliegenden Bände ist der Bundeshauptstadt Wien gewidmet, die ja erst in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg zu einem Bundesland geworden ist; eine Trennung von Niederösterreich mit politisch brisanten Vorzeichen, deren Schilderung dem Autor recht taktvoll gelungen ist. Peter Csendes vom Wiener Landes- bzw. Stadtarchiv erweist sich denn auch generell nicht nur als Fachmann der Materie, sondern auch als Meister der Reduktion auf grundlegende Strukturen, wofür ihm gerade für den Fall Wien ein dankbares Publikum beschieden sein wird, ist doch seit der „Vienna Austriae“ des Arztes und Humanisten Wolfgang Lazius von 1546 eine unglaubliche Flut von allgemeinen und speziellen Untersuchungen erschienen. So wollte Csendes den Versuch unternehmen, die gestaltenden Kräfte der Stadtlandschaft zu beschreiben, um Berührungspunkte zu den Bewohnern des Wiener Raums in vergangenen Zeiten zu finden, wie er im Vorwort bemerkt.

Dieser Versuch scheint gelungen, und mit einer klaren Diktion und nüchternen Konzeption führt der Autor den Leser von den historischen Anfängen über die städtischen Anfänge der Babenbergerzeit zu den ersten Habsburgern, die der Region ihren Stempel aufdrücken sollten. Wenn auch die Wiener Entwicklung repräsentativ für die gesamtösterreichische Geschichte ist, so sind doch die besonderen Akzente etwa der Türkennot und Glaubensspaltung oder auch der Barockzeit nicht zu übersehen, ganz zu schweigen von der Epoche der Aufklärung – hier wieder mit entschiedenen Parallelen zum damals noch nicht österreichischen Erzstift Salzburg – oder des Vormärz einschließlich der Revolution von 1848. Erst seit der Gründerzeit des 19. Jahrhunderts ist dann von Wien der durchdringende Impuls für die anderen habsburgischen Länder deutlich ausgegangen.

Peter Csendes rundet seine Ausführungen, deren Salzburg-Bezüge naturgemäß für unsere Begriffe zu sparsam ausfallen mußten – so wurde nur das Rupert-Patrozinium als deutlicher Hinweis auf das Salzburger Erzbistum und dessen Kolonisationstätigkeit in karolingischer Zeit speziell im 9. Jh. erwähnt und die Rolle Salzburgs bei der Festsetzung der Habsburger am Ende des 13. Jh. bei der Schürung des Widerstandes etwas einseitig geschildert –, mit ausgewählten Literaturangaben, einer übersichtlichen Zeittafel sowie einem Register ab. Daß das ausgewählte Bildmaterial Vorteile für das Verständnis der Zusammenhänge bringt, ist bei der Zielgruppe des Werks klar. Möge ihm zur Aufarbeitung der Wiener Vergangenheit in ihrer Gesamtheit weite Verbreitung beschieden sein!

Reinhard R. Heinisch

Andreas Kusternig, Bergbau in Niederösterreich. Vorträge und Diskussionen des 6. Symposiums des Niederösterreichischen Institutes für Landeskunde Pitten, 1. bis 3. Juli 1985. Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde.

Autoren: *Werner Tufar, Gustav Otruba, Johann Robert Pap, Margarethe Titzze, Wolfgang Haider-Berky, Leopold Weber, Alfred Weiss, Gerhard Sperl, Hans Jörg Köstler, Roman Sandgruber.* Red. *Helmuth Feigel.* Selbstverlag des Niederösterreichischen Institutes für Landeskunde, Wien 1987. 502 S., 6 Pläne, zahlreiche SW-Abb.

Das 6. Symposium des Niederösterreichischen Institutes für Landeskunde in Pitten vom 1. bis 3. Juli 1985 hatte die Aufgabe, den gegenwärtigen Stand der Forschungen auf dem Gebiet des Bergbaus in Niederösterreich aufzuzeigen und Anregungen für weitere Untersuchungen auf diesem Gebiet zu geben. Namhafte Wissenschaftler bzw. Forscher auf dem Gebiet der Geologie, des Bergbaus und des Hüttenwesens lieferten Beiträge zu diesem Themenkreis. Im vorliegenden Band wird nach Erläuterung der geologischen Grundlagen im Zusammenhang mit dem Bergbau durch *Werner Tufar* und anschließend durch *Gustav Otruba* in kurzer, sachlicher Form ein Überblick über die Entwicklung des Bergbaus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart vermittelt. Der Autor hat es unter Zuhilfenahme oft schwer zugänglichen Schrifttums und Benützung diverser Archivunterlagen (Hofkammerarchiv, Niederösterreichisches und Oberösterreichisches Landesarchiv, Stadtarchiv Wien) verstanden, das Bergbaugeschehen von seinen Anfängen bis zur Gegenwart lebendig darzustellen. Eine anschließende Topographie der Berg- und Schurfbaue samt beigegebenen Statistiken und Übersichten vermittelt schließlich eine ausgezeichnete Übersicht über die Bergbautätigkeit in diesem Bundesland.

Die folgenden Beiträge von *Johann Robert Pap* befassen sich über den 3000 Jahre alten Bergbau im Raxgebiet; in einem weiteren Beitrag von *Margarethe Titzze* wird von Pitten, einem Vorort der „Waldmark“ berichtet, der in den letzten beiden Jahrhunderten ein bedeutendes Bergbauggebiet vorwiegend auf Eisen war.

Weitere Beiträge von *Wolfgang Haider-Berky* befassen sich mit dem Gebiet des Kart, einem ausgedehnten historischen Bergbauggebiet südlich von Neunkirchen, und schließlich zeigen *Leopold Weber* und *Alfred Weiss* die geologischen Grundlagen und die Geschichte des heute noch in Niederösterreich bedeutsamen Graphitbergbaus auf.

Gerhard Sperl berichtet in gewohnt eindrucksvoller Weise über das frühe Hüttenwesen in Niederösterreich, und *Hans Jörg Köstler* schildert die Entwicklung der niederösterreichischen Hochofenwerke von der Mitte des 19. Jh. bis zur Auffassung der Roheisenerzeugung im Jahr 1901. Zahlreiche Abbildungen, Fotografien und Übersichten vermitteln dem Leser ein eindrucksvolles Bild der einstigen Hochofenwerke vor allem in Schwechat, Pitten, Edlach und Rudolfsthal.

Der abschließende Beitrag von *Roman Sandgruber* befaßt sich mit der Energieversorgung Wiens im 18. und 19. Jh. und zeigt sehr deutlich auf, wie schwierig es war, den Energieträger Holz durch den Energieträger Kohle zu ersetzen.

Zusammenfassend vermittelt der vorliegende Band „Bergbau in Niederösterreich“ einen fundierten Überblick über das Bergbaugeschehen in diesem Bundesland und kann daher als Nachschlagewerk empfohlen werden.

Wilhelm Günther

Gerhard Ammerer, Die Salzburger Hafner. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte eines Handwerks von den Anfängen bis zur Gegenwart. Kammer der gewerblichen Wirtschaft, Salzburg 1987. 144 S., 28 SW-Abb.

Beim nach wie vor festzuhaltenden Fehlen einer umfassenden Darstellung der Salzburger Wirtschaftsgeschichte greift man gerne nach Arbeiten, die das Vakuum wenigstens in einem Teilbereich ausfüllen. An die Arbeit Ammerers muß man allerdings nicht unter diesem eher minimalistischen Aspekt herantreten; der Verfasser – sowohl Doktor der Philosophie als auch der Rechtswissenschaften – legt damit den Versuch einer Wirtschafts-, Sozial- und auch Rechtsgeschichte eines der renommiertesten Salzburger Handwerks vor, der für Salzburg weitgehend Neuland beschreitet, obwohl Vorarbeiten (C. Svoboda, F. Zaisberger) unverkennbar sind.

Verf. handelt sein Thema chronologisch ab, wobei er, bedingt durch die Quellenlage, bewußt Unvollständigkeit – vor allem was die soziale Wirklichkeit anlangt – in Kauf nimmt. Völlig zu Recht verweist er auf die problematische Aussagekraft eines Gutteils des rechtshistorischen Quellenmaterials, weil dieses zwar weitgehend das Bild der Sollens-, aber kaum der Seinsordnung zu vermitteln vermag. Um dieses zu erfassen, bedarf es „... anderer Quellengattungen und eines breiten Spektrums an Hintergrundinformationen...“ (S. 12 f.). Diese Arbeit versteht sich als Ausdruck des Bemühens um Gewinnung eines der historischen Wirklichkeit möglichst entsprechenden Bildes vom Hafnerstand und seiner Tätigkeit unter umfassendem Einsatz verschiedenster Erkenntnismöglichkeiten.

Was erfährt der Leser durch diese Arbeit, die von „Blüte und Verfall“ eines Handwerks handelt, das, wie kaum ein zweites, Salzburgs Ruhm als Stätte gediegener Handwerksleistungen zu begründen geeignet war?

Wenn auch die Hochblüte und das größte Ansehen des Salzburger Hafnergewerbes sich mit dem Kachelofenbau (insbes. 16. u. 17. Jh.) verbindet, war das nur einer der Produktionszweige des Hafnerhandwerks, das daneben in der Geschirrerzeugung einen zweiten, durchgehend bis ins 19. Jh. bedeutsamen Schwerpunkt mit schätzenswerten Leistungen hatte.

In einem Kapitel, „Die Vorgänger“, schreibt der Verf. über die frühe Erzeugung von Tonwaren, wobei er sich selbst der Gefahr bewußt ist, dadurch eine durchlaufende Tradition des gegenständlichen Gewerbes bis zur Steinzeit andeuten zu wollen. Die frühen Formen und Stufen des Hafnerhandwerks wären allenfalls verzichtbar gewesen, informieren andererseits im Überblick vom Neolithikum über Bronzezeit, Urnenfelderzeit, Älterer Eisenzeit; von den Kelten zu den Römern und Germanen recht anschaulich bezogen auf die Töpfereiproduktion und was uns davon bekannt ist.

Mit dem Hinweis darauf, daß es vor allem Funde von Tonwaren gewesen sind, die auch in Salzburg für Siedlungskontinuität sprechen, führt Verf. ins Mittelalter über. Handwerk und Herrschaft, in diesem Kapitel handelt Ammerer die Rolle des Hafnerstandes in der spannungsreichen Phase des Konflikts zwischen den geistlichen Landesfürsten als Stadtherren und der nach Autonomie aufstrebenden städtischen Bürgergemeinde ab. Im Gefolge des großen Ratsbriefs von 1481, der einen Höhepunkt der bürgerlichen Freiheitsbestrebungen bezeichnet, entstand auch die erste Ordnung der Hafner, die deutlich Züge einer autonomen Gestaltung des Gewerbebetriebs erkennen läßt; sie ist im Anhang abgedruckt.

Nach dem Bruch der städtischen Autonomiebestrebungen durch Eb. Leonhard 1511 treten wir in eine Phase uneingeschränkter landesfürstlicher Gewerbegesetzgebung ein, die auch das Hafnergewerbe erfaßte. Den Schlußpunkt dabei bezeichnete die Stadt- und Polizeiordnung von 1524, die gewerberechtliche Satzungen im Typ einer allgemeinen Handwerksordnung enthält. Trotz der politischen Turbulenz der Zeit erlebte das Hafnerhandwerk in Salzburg gerade im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit eine absolute Blüte; sprechender Ausdruck davon ist der Gotische Ofen von 1501 in der „Goldenen Stube“ der Festung. Ammerer berichtet in diesem Kapitel von den Arbeits- und Wohnstätten der Hafner an der Steingasse; von der für Salzburg typischen Erzeugung und den Produkten, die Salzburg neben Nürnberg zur wohl renommiertesten deutschen Stadt mit Hafnerprodukten gemacht haben, wofür eine Reihe von Exportdaten sprechen. In diesem Teil des Buches ist die Anlehnung an die Vorarbeiten von C. Svoboda und F. Zaisberger besonders erkennbar.

Im Überblick wird vom Mittelalter an bis zum frühen 19. Jh. der Handwerksalltag unter der Herrschaft der Zunftverfassung dargestellt: Die totale Reglementierung der gesamten sozialen Existenz der im Hafnerhandwerk organisierten Gewerbetreibenden ist recht anschaulich herausgearbeitet. Der Weg vom Lehrling zum Gesellen; nur fallweise auch zum Meister; die verschiedenen Selektionsmechanismen auf diesem Weg. Ammerer macht auch die Funktion der Zunft als Träger autonomer Gerichtsbarkeit, als religiöser und geselliger Verband deutlich. Gut gelungen sind die Exkurse zu den gewerblichen Rechtsaltertümern (Truhen, Kreuze, Zunfttrinkgefäße etc.), die nicht nur kunstgeschichtlich, sondern auch in ihren rechtsrituellen Funktionen vorgestellt werden.

Ab Mitte des 17. Jh. setzt bis zum Ende der geistlichen Landesherrschaft der kontinuierliche Niedergang ein, der sich in einem Absinken der Qualität der Produktion ebenso äußerte wie in zurückgehenden Betriebszahlen. Als ursächlich dafür glaubt Ammerer sowohl die Eingriffe der geistlichen Landesfürsten in die überkommene Zunftordnung als auch gewisse typische „merkantilistische“ Aktivitäten zu erkennen, die insgesamt nicht verhindern konnten, daß das Gewerbe gegen Ende des 18. Jh. in Salzburg darniederlag.

Ammerer beschreibt das 19. Jh. als eine wirtschaftliche Flaute, wobei man ein Eingehen auf die Bemühungen der bayerischen Zwischenherrschaft (1809–1816) vermißt, auch im damaligen Salzachkreis das bayerische Gewerbesystem einzuführen. Der Durchbruch zur Österreichischen Gewerbeordnung mit dem Sieg der Gewerbefreiheit 1859 ist dagegen anschaulich dargestellt.

Das Bändchen endet mit einer Überleitung zur Gegenwart: Im 20. Jh. kam es in den späten 70er Jahren zu einem Boom, der – ausgelöst durch den Ölchock – zu einer Nachblüte des Kachelofenbaus geführt hat.

Insgesamt sind an dieser flüssig geschriebenen Arbeit, ohne kleinlich nach Zitier- und Druckfehlern suchen zu wollen, einige Bemerkungen als Anregungen angebracht: So ist es bedauerlich, daß Verf. trotz seiner immensen Vorarbeiten von einem möglichen Apparat Abstand genommen hat – einem Register der Zunftmeister, der Geschworenen, der Beisitzer, die für allfällige Identifizierungen höchst hilfreich hätten sein können. Auch ein Eingehen auf Notariatssignete schiene durchaus möglich gewesen zu sein. Davon abgesehen sollte die Arbeit Ansporn sein, auch andere Salzburger Gewerbe im Überblick darzustellen. Aus solchen einzelnen Mosaiksteinen ließe sich vielleicht doch einmal eine Gewerbe- oder sogar eine umfassende Salzburger Wirtschaftsgeschichte gewinnen. Peter Putzer

Otto Seger – Peter Putzer, Hexenprozesse in Liechtenstein und das Salzburger Rechtsgutachten von 1682. Schriften des Instituts für historische Kriminologie, Bd. 2, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, St. Johann-Wien 1987, 115 S.

In der Schriftenreihe des Instituts für historische Kriminologie ist nach dem Salzburger Scharfrichtertagebuch (vgl. die Rezension in MGSL 126) dieser zweite, von der Materie her wohl nicht weniger publikumswirksame Band erschienen, der, was Umfang und Aufmachung betrifft, an den ersten anschließt, im Gegensatz zu diesem jedoch, was vor allem für den Leserkreis der Fachhistoriker bedauerlich ist, keinen Fußnotenapparat aufweist. Das Ziel der beiden Autoren ist hochgesteckt und umfassend formuliert, es liegt, wie es im Vorwort heißt, im „Bemühen, ein der sozialen Wirklichkeit – der Seinsordnung – entsprechendes Bild der historischen Vorgänge zu gewinnen“ (S. 11). Diesem Ziel suchen sich Putzer und Seger (letzterer konnte die Buchpräsentation leider nicht mehr miterleben, er ist kurz zuvor verstorben) in unterschiedlicher Weise zu nähern; der eine in der bei ihm gewohnt verständlichen, klaren Sprache des Rechtshistorikers, der den Kontext für die Hexenprozesse und das Salzburger Rechtsgutachten aufarbeitete, der andere als Liechtensteiner Bürger mit spürbarer Betroffenheit von den geschehenen Grausamkeiten in einer populären, manchmal fast ins Pathetische umschlagenden und eher volkskundlichen Schreibweise. Verwunderlich ist indes die Bestürztheit nicht, behandelt das Buch doch eines der schwärzesten Kapitel der Geschichte, das durch die Tatsache, daß die Verfolgungen in erster Linie aus finanziellen Interessen des Hohenemser Grafen Ferdinand Carl Franz stattfanden (*Putzer*: „Raubzug der Obrigkeit“) und innerhalb von 33 Jahren bei einer Bevölkerungszahl von weniger als 3000 Personen über 300 Hinrichtungen vorgenommen wurden, nicht gerade eine Aufhellung erfährt.

Das Bindeglied zwischen Salzburg, wo im letzten Drittel des 17. Jh. selbst mit dem Zauberer-Jackl-Prozeß eine der letzten diesbezüglichen Massenverfolgungen stattfand, und den Ereignissen in Liechtenstein stellt ein Juristengutachten dar, das der Fürststab von Kempten, Rupert von Bodman, als kaiserlicher Untersuchungskommissar, der ehemals selbst Hörer an der Benediktiner-Universität war, in Auftrag gegeben und Johann Baptist Moser verfaßt und damit die Welle der Hinrichtungen (und Vermögenseinziehungen) beendet hat. Nicht grundsätzliche Kritik am Hexenwahn wird allerdings in diesem responsum

juris laut, die Nichtigerklärung aller bisherigen Verfahren und die Einstellung der laufenden Prozesse erfolgten einzig und allein auf der Basis von formalen Fehlern in der Prozeßführung.

Den 1. Teil des Bandes beginnt Putzer mit einem Schlaglicht auf die Salzburger Universität und ihre Juristenfakultät von 1622 bis zur Auflösung 1811. Mag letztere Lehrinstitution zu Ende des 17. Jh. durchaus einen guten Ruf besessen haben, so scheint mir die Bewertung des Autors für das ausgehende 18. Jh. doch zu positiv. Die ausländischen Urteile zumindest widersprechen der herangezogenen Darstellung des Salzburger Pädagogen Vierthaler (S. 17) doch recht kraß. So erschien etwa im Journal von und für Deutschland bereits 1784 (11. und 12. Stück) eine ausführliche negative Beschreibung des Studienalltags an der Juristenfakultät, 1794 erhielt der reisende Sternberg in Salzburg selbst die Auskunft, „sie gehe an der Krücke“, 1796 und 1797 schließlich sahen sich die Salzburger, allen voran der Rektor, Augustin Schelle, veranlaßt, in der National-Zeitung der Teutschen und im Kaiserlich privilegierten Reichs-Anzeiger schwere Vorwürfe der Presse gegen das Jusstudium in Salzburg zurückzuweisen. Daß gerade zu dieser Zeit auch die Anzahl der erstellten Rechtsgutachten, die sich zu Ende des 16. Jh. als fester Bestandteil des Prozeßrechts etabliert hatten, stark rückläufig war, ist hingegen nicht als Indiz für einen Qualitätsverlust zu bewerten, da, wie Putzer richtig feststellt, diese bereits „unmodern“ zu werden begannen.

Der Autor behandelt zunächst die allgemeine Gutachtertätigkeit der Fakultät, bevor er diejenigen Gutachten gesondert vorstellt, die Hexen- und Zaubereiprozesse betreffen. Er weist dabei – bereits zum wiederholten Male – auf eine für die Zunft der Rechtshistoriker besonders interessante Quelle hin, nämlich auf die 20 Foliobände, die die konzipierten Salzburger Gutachten ab 1653 geschlossen enthalten. Daß diese, was nicht nur der Verfasser bedauert, noch keine umfassende Aufarbeitung erfahren haben, ist nicht weiters verwunderlich, handelt es sich doch um nicht weniger als 318 behandelte Fälle auf 31.087 Seiten. Daher gibt auch Putzer nur eine kurze, vor allem formale Beschreibung der Bände. Neu sind dann seine Ausführungen zu den – allerdings nur vier – Salzburger Gutachten in Hexen- und Zaubereisachen, die ohne Ausnahme an der diesbezüglichen traditionell-überkommenen Vorstellungswelt festhalten. Das gilt auch für das responsum juris von 1682.

Nach biographischen Kurzschilderungen des Auftraggebers und des Gutachters werden zuletzt die allgemeinen und besonderen Bedingungen der Vaduzer Hexenprozesse behandelt, wobei der Autor gleich zu Beginn einräumt, daß das Liechtensteiner Material keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse zum Thema Hexenwahn und Hexenprozesse bietet. Damit hat er einerseits in Hinblick auf die Legion an neuer wissenschaftlicher Literatur recht, zum anderen ist aber auch darauf hinzuweisen, daß der umfangreichere Teil des Bandes, der Abschnitt von Otto Seger, bereits vor 30 bzw. 29 Jahren in den Jahrbüchern des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein erstmals veröffentlicht wurde. Dennoch ist der Überblick von Peter Putzer, der den allgemeinen Auffassungswandel, die „objektiv“ faßbaren Straftatbestände, die legistische Entwicklung (vom Sachsen- und Schwabenspiegel über die Carolina und die Einflüsse der Hexenbulle Innozenz' VIII. bis zum berühmten Hexenhammer) und die sich herausbildenden Verfahrensgrundsätze schildert, durchaus lesenswert. Auch wird durch die Liechtensteiner Quellen die auch andernorts zu beobachtende Tatsache, daß die exzessivsten Formen der Verfolgung von Hexen und Zaubern gerade in wirtschaftlichen Notzeiten und in Zeiten sozialer Spannungen auftreten, bestätigt. Auf diese Problematik wäre vielleicht etwas genauer einzugehen gewesen. Die Folgerung, daß während solcher Perioden „die Menschen verunsichert“ wurden, scheint mir als Erklärungsansatz etwas zu kurz gegriffen. Hinzugefügt hätte ich zumindest das häufig (auch in Salzburg) anzutreffende „sozialpolitische“ Element der obrigkeitlich gesteuerten Ausrottung, der Vernichtung von unliebsamen, als „Gesindel“ und Vaganten angesehenen Unter- und Randschichtenangehörigen. Damit wird auch der Instrumentalcharakter, der ja gerade in Liechtenstein, wenn auch als Besonderheit, auf ein fiskalisches Ziel hin ausgerichtet ist, deutlicher.

Putzer beschreibt schließlich den historischen Kontext, auf dem die Prozesse stattfanden: materieller sowie geistig-sittlicher Niedergang während des Dreißigjährigen Krieges, Brandschatzungen durch schwedische Truppen, die unheilvolle Regierung der Hohenem-

ser mit ihrer krassen Mißwirtschaft und den wachsenden Schulden. Mit der Hexenverfolgung konnte nun einerseits die Unzufriedenheit der Bevölkerung abgelenkt und andererseits durch die obrigkeitliche Konfiskation der Vermögen Verurteilter eine neue und ertragreiche „Einnahmequelle“ erschlossen werden. Der Denunziation, aber auch der Verleumdung wurde dadurch Tür und Tor geöffnet. Die Verfolgungen und Verurteilungen erreichten schließlich Ausmaße, daß es auf verschiedene Interventionen hin zu einer außerordentlichen Aktivität kam, nämlich das Einschreiten des Reichs zum Schutz der Untertanen gegen ihren eigenen Landesherrn. Die Einsetzung einer kaiserlichen Kommission und die Versendung der Gerichtsakten an die Salzburger Universität bedeuteten nicht nur den Anfang vom Ende dieser Prozeßserie, sondern auch der Herrschaft des gewalttätigen Hohenemser Fürsten, gegen den sich sogar der eigene Bruder stellte.

Den 2. Teil des Bandes nimmt die Wiederveröffentlichung von zwei Aufsätzen Segers (der größere unter dem Titel „Der letzte Akt im Drama der Hexenprozesse in der Grafschaft Vaduz und der Herrschaft Schellenberg“) ein. Dieser Abschnitt gliedert sich in folgende Kapitel: 1. Die geschichtlichen Ereignisse, 2. Das Gutachten und die Prozesse, 3. Menschenschicksale (Prozeßbeispiele) und 4. Ergänzungen aus Kemptener Akten.

Der Autor bietet zunächst eine chronologische Beschreibung bis zur Einforderung von Gutachten über die Ereignisse durch die Innsbrucker Regierung, die Einsetzung der Untersuchungskommission und die Abforderung der Prozeßakten zur Versendung. Das (im Konzept) ca. 600 Seiten umfassende Salzburger Rechtsgutachten, das nach etwa einem Jahr fertiggestellt war, weist nach, daß nicht einer der Prozesse in der gesetzlich vorgeschriebenen Form durchgeführt wurde, und nach dem Rechtssatz „Forma non servata actus redditur nullus“ kein einziges Urteil gültig zustande gekommen war. Es fordert daher auf, das konfiszierte Gut zurückzuerstatten, die Richter gefangenzunehmen und deren Vermögen zu beschlagnahmen. Graf Ferdinand Carl Franz von Hohenems wird sogar, da er sich nicht an die Anweisungen des Kaisers hält, 1683 auf dessen Geheiß hin gefangengesetzt und stirbt drei Jahre darauf in der Haft.

Das 2. Kapitel, das das Gutachten und die Prozesse behandelt, stellt eine ganze Reihe von (Zeugen-)Aussagen vor, die bis zur gängigen Behauptung, eine Kuh habe durch Verhexung plötzlich weniger Milch gegeben, reichen. Das Kuriose an diesem speziellen Kuh-Fall war allerdings, daß der Zeitraum zwischen dem „Schadens“ eintritt und der Anzeige nicht weniger als 25 Jahre betrug. Keine so rechte Vorstellung scheint der Autor indes der juristischen Seite der Folter als einem legitimen, ja zur damaligen Zeit vom Gesetz her vorgeschriebenen Prozeßbestandteil abgewonnen zu haben. Sätze wie beispielsweise „... und gegen jedes Recht werden die Geständnisse in den Folterqualen als Beweis aufgeschrieben“ (S. 70) zeugen davon.

Im 3. Kapitel wird anhand von sieben exemplarischen Fällen ein Einblick in die Prozeßführung und den Aufbau des Gutachtens gegeben. Die zeitgenössischen Berichte referiert Seger mit eigenen Worten und versieht sie mit persönlichen Bemerkungen. Während immer wieder solche doch sehr subjektiven Kommentare über die verübten Greuel abgegeben werden, sind diese selbst in sehr zurückhaltender Art und Weise dargestellt.

Das Buch beschließt ein Kapitel über spätere Quellenfunde in Kemptener Akten, die einige sehr interessante Details bieten. Das ist etwa der Fall bei der Beschreibung des „Spanischen Fußwassers“, einer Foltermethode, die offensichtlich sonst nirgendwo bezeugt ist, bei der namentlichen Zusammenstellung der 31 „Opfer“ aus dem Dorf Vaduz (mit ca. 250 Einwohnern) oder der Erwähnung der Konfiskationssumme in der Höhe von über 100.000 Gulden.

Im großen und ganzen ist der Band als Darstellung eines interessanten Beispiels eines für uns heute nicht mehr so recht vorstellbaren Phänomens durchaus lesenswert. Die älteren Ausführungen Segers werden damit einem nur schwer – in Salzburg etwa nur an einer Stelle – zugänglichen Publikationsorgan entrissen und der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt, wenn damit auch in Kauf genommen wurde, daß die in den letzten drei Jahrzehnten erschienene Literatur nicht rezipiert ist. Hier kommt dem 1. Teil von Peter Putzer eine gewisse Ausgleichsfunktion zu.

Zu korrigieren wären schließlich noch einige kleine Fehler, die sich eingeschlichen haben: Die Farbabbildung der Universitätskirche (S. 16) ist seitenverkehrt. Die angegebene Bevölkerungszahl der Residenzstadt Salzburg betrug im 17. Jh. nicht 16.000 (S. 17), sondern 1608 etwa 9000, 1692 um die 13.000. An zwei Stellen fallen kleinere Transkriptionsfehler auf (0,45 Gulden statt 45 Kreuzer = $\frac{3}{4}$ Gulden (S. 26), „Wir“ statt „Die“ als erstes Wort der Urkunde auf S. 45/46). Die Jahreszahl der Berufung von Professor Hermes an die Salzburger Universität ist von 1662 (S. 30) auf 1652 zu korrigieren. Die *Constitutio Criminalis Carolina* ist wohl besser als „Halsgerichtsordnung“ zu bezeichnen denn als „Gerichtsordnung“ (S. 80), worunter man doch eher ein Kürzel für die Geschäftsordnung des Gerichts vermutet.

Gerhard Ammerer

Robert Hoffmann, „Nimm Hack' und Spaten . . .“ Siedlung und Siedlerbewegung in Österreich 1918–1938. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1987 (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 33), 325 S., 33 SW-Abb., 2 Graphiken, 10 Tabellen.

Wie die meisten europäischen Gesellschaften erlebte auch Österreich im 20. Jh. den Höhepunkt der Familiarisierung. Nie zuvor in der Geschichte der Neuzeit war es so vielen Menschen möglich, zu heiraten und eine Familie zu bilden. Österreich gehörte (mit Ausnahme des Burgenlands) zu jenem europäischen Großraum, in dem die Gründung einer eigenen Familie immer schwierig war. Mittel-, West- und Nordeuropa hatten das höchste Heiratsalter auf der ganzen Welt und die höchsten Anteile an Menschen, die nie in ihrem Leben heiraten konnten. Soweit wir bis jetzt wissen, scheinen die österreichischen Alpenländer innerhalb dieses west-, mittel- und nordeuropäischen Großraums noch einmal an der Spitze zu liegen, was die Höhe des Heiratsalters und die Ledigenanteile betrifft. Seit dem späten 19. Jh. sind beide demographischen Kennzahlen im Sinken begriffen; zuerst waren es die städtischen Unterschichten und im 20. Jh. auch die ländlichen Unterschichten, deren Angehörige immer häufiger und auch früher heirateten und Familien bildeten. Eine der ökonomischen Grundlagen dafür war, daß im 20. Jh. neue Ressourcen an Wohnraum zur Verfügung gestellt wurden.

Es war jedoch ein mühevoller und mit vielen Verzögerungen verbundener Weg, bis jenes Stadium in der gesellschaftlichen Entwicklung erreicht war, wo die Familienbildung nicht mehr an der Knappheit der Ressource Wohnraum scheiterte.

Ein Kapitel aus der Geschichte dieses Wegs hat Robert Hoffmann in seiner kürzlich publizierten Habilitation beschrieben. Er schließt damit gleichzeitig eine Forschungslücke, spielte die Siedlungsbewegung im Wohnbauwesen der Zwischenkriegszeit doch eine kaum geringere Rolle als der kommunale Großwohnbau im „roten“ Wien.

Worum handelt es sich nun bei der Siedlungsbewegung genau? Verf. beschreibt sie als soziale Bewegung, die von einer heute kaum mehr vorstellbaren Euphorie begleitet war. Tatsächlich dominierte der Siedlungsgedanke – die Vorstellung also, besitzlose Unterschichten in Wohnstätten seßhaft zu machen und damit an Grund- und Hausbesitz zu binden – die sozialpolitischen Reformdiskussionen des späten 19. und des frühen 20. Jh. Die Schaffung von Wohnraum sollte jedoch nicht in der Großstadt geschehen, sondern in der Provinz: Das Kleinhaus mit Garten galt als ideale Wohnform.

Ideologischer Hintergrund war die konservative Sozialreform des späten 19. Jh.; obwohl der Siedlungsgedanke auch innerhalb der Linken eine gewisse Rolle spielte, war die Hauptstoßrichtung doch ganz klar gegen die Stadt und den sozialen Wandel gerichtet. „Entproletarisierung durch Siedlung“ war das zentrale Schlagwort in den zeitgenössischen Diskursen.

Die Welt war seit dem späten 19. Jh. stärker in Bewegung als je zuvor. Die ständische Gesellschaft war aufgelöst, die traditionellen Normen von Autorität und Unterwerfung, von Hierarchie und Loyalität funktionierten nicht mehr. Die älteren Formen sozialer Kontrolle und Konfliktlösung hatten ihre Rolle ausgespielt. Das wachsende Proletariat wurde von den sozialen Eliten immer stärker als Bedrohung für die herrschende Ordnung angesehen. Welchen Weg aber gab es aus dieser Unsicherheit heraus, was konnte neue Stabilität schaffen? Die konservativen Sozialreformer sahen vor allem eine Lösung: Die Unterschicht-

ten mußten diszipliniert, ihr Lebensstil kultiviert, ihre Unruhe nach innen, auf Heim und Familie, gelenkt werden.

Familie und Hausbesitz sollten also neue Stabilität schaffen. So ist es auch kein Zufall, daß der quantitative Höhepunkt der österreichischen Siedlungstätigkeit in die Ära des Ständestaates fiel. Waren die 20er Jahre noch geprägt durch vereinzelte spontane und basisbezogene Siedlungsaktionen in Wien sowie durch die illegalen Landbesetzungen von Arbeitslosen 1926/27 (Lobau, Oberau), so dominierten in den 30er Jahren „von oben“ gelenkte Projekte, die Randsiedlungsaktionen des Bundes.

Überall in ganz Österreich wurden jetzt staatlich geförderte Siedlungshäuser errichtet, Kleinhäuser mit Garten auf ca. 45–60 m² Grundfläche. Auch Salzburg wurde von dieser Bewegung erfaßt. In Aigen, Gnigl, Hallein, Hallwang, Bürmoos, Leopoldskron, Maxglan, Morzg, Neumarkt, Oberndorf, Radstadt, St. Gilgen, Schwarzach, Siezenheim, Salzburg-Stadt, Thalgau und Zell am See wurden zwischen 1932 und 1937 insgesamt 494 Siedlungshäuser gebaut. Es waren die Stadtränder bzw. Gemeinden mittlerer Größe, wo für meist arbeitslose Fach- und Hilfsarbeiter Wohnraum geschaffen wurde.

Nicht mehr im Zentrum Wien, sondern in der Provinz wurde jetzt gebaut, zwar nicht im Dorf, aber in den sozial differenzierteren Gemeinden mittlerer Größe mit meist überdurchschnittlich hohem Anteil an SDAP-Wählern. Ganz deutlich erkennbar daran ist die sozialpolitische Fürsorgemaßnahme zur Befriedung der Arbeiterschaft – so ist es auch kein Zufall, daß nach dem Februar 1934 der Randsiedlungsbau enorm intensiviert wurde. Bis 1937 wurden in 134 Gemeinden mehr als 600 Siedlerstellen errichtet; für 20.000–25.000 Menschen war somit eine minimale Existenzmöglichkeit geschaffen. Trotzdem wurde das geplante Ziel von 60.000 Siedlerstellen bei weitem verfehlt. Und auch das Dorf hatte man völlig vergessen; nach wie vor blieben hier die Wohnmöglichkeiten für Unterschichtsfamilien knapp. Das Experiment war also nur teilweise gelungen.

Soweit ein kurzer Einstieg in ein zweifellos lesenswertes und mit viel empirischen und theoretischen Anstrengungen geschriebenes Buch, in dem auch methodisch durch die Auswertung von Massenquellen neue Wege beschrritten wurden. Norbert Ortmayr

Heinrich Gerhard Franz, Dientzenhofer und „Hausstätter“. Kirchenbaumeister in Bayern und Böhmen. Verl. Schnell & Steiner, München-Zürich 1985. 148 S., zahlreiche, auch farbige Abb. und Grundrisse und 2 Karten.

In dem in der Reihe „Schnell & Steiner Künstlerbibliothek“ 1985 erschienenen Band „Dientzenhofer und „Hausstätter““ geht H. G. Franz, bis 1986 Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Graz und ein Experte für barocke Baukunst, den besonderen baukünstlerischen Leistungen dieser in Oberbayern beheimateten Familien nach. Ihr Hauptwirkungsgebiet liegt zwar in Oberbayern und Böhmen, doch greift die Tätigkeit der „Hausstätter“ auch auf das Tiroler Unterland, also den Tiroler Anteil der Erzdiözese Salzburg, über, weshalb der schmale, aber inhaltlich gewichtige Band hier kurz angezeigt sei. Es handelt sich um die Pfarrkirchen Kössen (1719–1724), Unterlangkampfen (1721–1723), St. Johann in Tirol (1723–1727), Reith (1728–1731) und Ebbs (1748–1754). Sie wurden von dem aus Elbach gebürtigen Abraham Millauer (1683–1758) erbaut, wobei der Entwurf für Kössen noch von Wolfgang Dinzenhofer (!) aus Aibling stammt. Alle diese Kirchen gehören dem Typus der „Wandpfeilerhalle“, wie Franz und Lieb ihn bezeichnen, an. Dieser Typus wird dadurch bestimmt, daß die Gewölbstützen („Pfeiler“) nicht frei im Raum stehen, sondern als quergestellte Mauerstücke mit der Außenmauer verbunden sind. Im Gegensatz zu den außen angebrachten „Strebpfeilern“ sind die „Wandpfeiler“ raumwärts gerichtet. Der im Barock zur Herrschaft gelangte Typus leitet sich von der Spätgotik ab. Da es diesen Typus sowohl in der Spätgotik als auch im Barock auch in Verbindung mit Freistützen im Raum, also mehrschiffig, gibt, ziehe ich es vor, nur diesen mehrschiffigen Typus als „Wandpfeilerhalle“ zu bezeichnen und jenen einschiffigen (ob mit Kapellen und Emporen oder ohne sie) als „Wandpfeilersaal“. Beim „Wandpfeilersaal“ (mit oder ohne Kapellen und Emporen) gibt es wiederum mehrere Varianten. So kann z. B. das Gebälkstück des meist mit Pilastern besetzten Pfeilers isoliert stehen bleiben oder über die raum-

schließende Fensterwand fortgesetzt werden. Diese zweite Form zieht Millauer vor. Außerdem besteht noch die Möglichkeit der Anbringung von „Oculi“ (Rundfenstern) in den Schildbogenwänden. Diese Variante verwendet Millauer im Chor von Kössen.

Besonders interessant ist der Hinweis bei Franz (nach Lieb-Mülbe, dort leider auch ohne Angabe der Originalquelle) auf einen kurfürstlichen Erlaß für den Kirchenbau in Bayern vom Jahr 1720. Dort heißt es, „es sei sich der Stil an die großen Maitres der Italiener zu halten“. Damit steht wohl die bewußte Abkehr vom „Österreichischen Barock“ in Zusammenhang, was aufgrund der blutigen Auseinandersetzungen zwischen Wittelsbach und Habsburg während des Spanischen Erbfolgekriegs durchaus verständlich ist. Millauer scheint sich an diese Order gehalten zu haben.

Da die Wechselbeziehungen der Dientzenhofer: Böhmen-Bayern den Salzburger Raum kaum berühren, gehe ich auf diesen Teil des Buchs nicht ein. Doch möchte ich gerade auf diese instruktiven Ausführungen von Franz nachdrücklich hinweisen. Besonders bemerkenswert ist ein Plan der St.-Klemens-Kirche in Prag, auf den Franz in Hausstatt (dieser Ort hat der Baumeistergruppe Dinzenhofer, Mayr und Millauer den Namen gegeben) gestoßen ist und diese kompakte und dichte Studie in Gang gesetzt hat. Ein Werkverzeichnis, ein Stammbaum der Dientzenhofer und eine Zusammenstellung der Entwicklung des „Oculus-Fensters“ ergänzen die Ausführungen.

Franz Fuhrmann

Albin Rohrmoser, Anton Faistauer 1887–1930. Salzburg 1987. 46 S., 143 Farbtafeln, 17 Textabbildungen (davon 9 farbig), 1 Titelbild, 1 Schlußbild.

Anläßlich der 100. Wiederkehr des Geburtsjahres von Anton Faistauer veranstaltete das Salzburger Museum C. A. eine Ausstellung von Werken des bedeutenden Salzburger Malers. Die repräsentative Veranstaltung wurde von einem „Katalog-Buch“, verfaßt vom Direktor des Museums, A. Rohrmoser, begleitet, das dem Unternehmen über den aktuellen Anlaß hinaus Dauer verleiht. Ausstellung wie Katalogbuch setzten einen Schwerpunkt im Frühwerk des Künstlers, was im Katalog noch deutlicher zum Ausdruck kommt. In einer sorgfältigen und subtilen Stilanalyse zeigt der Autor vor allem die Entwicklung der Frühzeit Faistauers auf, wobei die Auseinandersetzungen mit Cézanne im Mittelpunkt steht. Aufschlußreich ist dabei der Hinweis auf eine Zeichnung des jungen Faistauer für das Poesiealbum seiner Schwester Anna, weil bereits diese Zeichnung von 1904 eine „erstaunliche Nähe zu Cézanne . . . verrät“. Stärker als bisher wird auch Faistauers Berührung mit dem Sezessionismus beleuchtet, wobei der Beeinflussung durch Hodler mehr Gewicht beigemessen wird als der Wiener Ausformung. Wichtig ist Rohrmosers Entdeckung des verschollenen „Taufe-Christi“-Bildes von 1909, wengleich nur auf einem Foto mit der Wiedergabe der Galerie Pisko zum Zeitpunkt der ersten Neukunst-Ausstellung 1909/10.

Aus der Wahl der drei Kapitelüberschriften wird das Anliegen Rohrmosers, das im Untertitel des Buchs mit „Abkehr von der Moderne“ und „Untersuchung zur Stilentwicklung“ angekündigt wird, deutlich: Faistauers Frühzeit „Von Tony zu Anton“ = der malerisch Hochbegabte bäuerlicher Herkunft als Lernender und Suchender; „Von Cézanne zu Faistauer“ = der mit der Malerei des „Vaters der Moderne“ sich intensiv auseinandersetzende, bald aber von dessen im Konstruktiven verwurzeltem Stil sich absetzende und zu sich selbst findende Meister der Farbklänge in Bildern von stillebenhafter Zuständlichkeit, die den Dingen „Dauer in der Schönheit“ (Faistauer) verleihen sollen; und schließlich – neutraler formuliert – „Faistauers Weg ins letzte Lebensjahrzehnt“, dabei gibt das vorangestellte Motto „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist“ den Grundtenor dieses letzten Kapitels an.

Die strenge Stilanalyse und die ermöglichte Autopsie führt bei manchen Bildern zu einer genaueren, von meiner Monographie abweichenden Datierung. Dadurch wurde vor allem die Entwicklung der früheren Zeit Faistauers transparenter und folgerichtiger. Ein besonderer Gewinn des Buchs sind die vielen, guten Farbtafeln, die eine Beurteilung gerade der malerischen Leistung Faistauers erlauben. Daß sich in den Nummern-Katalog relativ viele Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten eingeschlichen haben, hängt wohl mit dem „großen

zeitlichen Druck“ (Vorwort) zusammen, unter dem unter Mithilfe von K. Ehrenfellner dieses Katalog-Buch entstand. Die Verklammerung des Einführungstextes mit den Farbtafeln durch Angabe der Nummern wäre erwünscht gewesen. Zu Titelbild (Jugendbüste) und Schlußbild (Gekreuzigter) fehlen nähere Angaben: Lästige Schönheitsfehler, die aber die bedeutende Leistung von Ausstellung und Katalog-Buch nicht zu schmälern vermögen.

Franz Fuhrmann

Alfred Dorn, Mundartwörterbuch aus dem Pinzgau und Lungau. Materialien zur Erwachsenenbildung in Salzburg, Heft 4, hg. vom Amt der Salzburger Landesregierung, Abt. 2 (Schul- und Bildungsabteilung), Salzburg 1987, 87 S.

Der beruflich mit dem Bauerntum eng verbundene Verfasser (vgl. den Nachruf in der Totentafel dieses Mitteilungsbandes) hat als Autodidakt eine umfangreiche Sammlung von Mundartwörtern angelegt und daraus 470 Wörter bzw. Wendungen aus dem Pinzgau und 620 aus dem Lungau zur Veröffentlichung ausgewählt. Die Auswahl erstreckt sich auf alle Wortgattungen, die Wörter sind alphabetisch gereiht und in einer phonetisch geeigneten Lautschrift wiedergegeben, so daß die Sammlung auch wissenschaftlich brauchbar ist. Ihr Wert liegt nicht zuletzt darin, daß sie so manche Wörter anführt, die weder in den bisher erschienenen Lieferungen des „Wörterbuches der bairischen Mundarten in Österreich“ noch in dem von Leopold Ziller verfaßten „Salzburger Mundart-Wörterbuch“ (erschieden 1979 als 7. Ergänzungsband zu diesen Mitteilungen) enthalten sind. Dem Aufruf des Verfassers, das schwindende Wortgut der Salzburger Mundarten vollständig zu sammeln und auch zu veröffentlichen, kann nur wärmstens beiepflichtet werden, dies umso mehr, als auch der Redaktor des Wörterbuchs der bairischen Mundarten, Dr. Werner Bauer, in einem Vorwort zur Sammlung Dorn das Interesse der Wissenschaft an der Weiterführung dieser Arbeit angemeldet hat. Bei künftigen Veröffentlichungen von Mundartwörtern sollten allerdings nicht nur der Gau, sondern auch der Herkunftsort und das Jahr angegeben werden, in dem das Wort aufgezeichnet wurde.

Kurt Conrad

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ). 25. Lieferung (= 3. Lieferung des 4. Bandes). Hg. von der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1987, 96 S.

Das erfreulich rasche Fortschreiten der Lieferungen des großen bairisch-österreichischen Mundartwörterbuchs ist ein Beweis für die zunehmende Hochschätzung der Mundart, deren Wörter viele längst abgekommene, der Vergessenheit anheimgefallene Güter der volkstümlichen Geistes- und Sachkultur bewahren. Die vorliegende Lieferung umfaßt 191 Lexikonspalten von (Sunn)tag bis (unter)tänig und schließt daher den Palm-, Pfingst-, Fasching- und Ostersonntag mit einer Fülle von Nachrichten aus Brauchtum und Glauben auch aus Salzburg ein. Hervorzuheben ist auch der Schlenkeltag, an dem die Dienstboten wechselten. Das Tangeln der Sense wird ebenso behandelt wie der Dampfer, der einst die Dreschmaschine antrieb, oder der Talken, im Lungau als bäuerliche Getreidespeise, im Pinzgau als Ölkuchen und Viehfutter bekannt. Die nach Örtlichkeit und Alter aufgelisteten Belege, die Angabe der Aussprache und die eingehenden etymologischen Hinweise machen auch diese Lieferung wiederum zu einer sprach-, sach- und brauchgeschichtlichen Fundgrube.

Kurt Conrad

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1988

Band/Volume: [128](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 443-458](#)